

Gisela Ulmann

Reflexionen zu Bindungstheorie und Bindungsforschung

Vorbemerkung: Mythos Bindung

These: Eine Rechtsänderung führte zur Rezeption einer psychoanalytischen Theorie durch Mainstream-Psychologen.

Bis 1977 galt in der BRD bei Ehescheidungen das Schuldprinzip – dem nicht schuldigen Elternteil stand das alleinige Sorgerecht für das Kind/die Kinder zu. Am 1. Juli 1977 wurde das Schuldprinzip durch das Zerrütungsprinzip ersetzt – und die Regelung der elterlichen Sorge dem Familiengericht übertragen (nicht mehr dem Vormundschaftsgericht).

BGB § 1671 (Elterliche Sorge nach Scheidung der Eltern) *ab 1. Juli 1977* lautete:

1. Wird die Ehe der Eltern geschieden, so bestimmt das Familiengericht, welchem Elternteil die elterliche Sorge für ein gemeinschaftliches Kind zustehen soll.
2. Das Gericht trifft die Regelung, die dem Wohle des Kindes am besten entspricht; hierbei sind die *Bindungen* des Kindes, insbesondere an seine Eltern und Geschwister zu berücksichtigen.
3. Von einem übereinstimmenden Vorschlag der Eltern soll das Gericht nur abweichen, wenn dies zum Wohle des Kindes erforderlich ist. Macht ein Kind, welches das vierzehnte Lebensjahr vollendet hat, einen abweichenden Vorschlag, so entscheidet das Gericht nach Absatz 2.
4. *Die elterliche Sorge ist einem Elternteil allein zu übertragen¹.* Erfordern es die Vermögensinteressen des Kindes, so kann die Vermögenssorge ganz oder teilweise dem anderen Elternteil übertragen werden.

(Bürgerliches Gesetzbuch, Stand 1. Februar 1987. Beck-Texte im dtv; Hervhbg. u. Fnt. 1 im Orig.)

In allen Kommentaren, die ich finden konnte, wurden „Bindungen“ als „angeborene Fähigkeit“, „Beziehungen zu anderen emotional nahestehenden Personen einzugehen“ definiert. So ist „Bindung“ ein „unbestimmter Rechtsbegriff“, was bedeutet, dass er in der richterlichen Praxis zur Erteilung der elterlichen Sorge mit interdisziplinärem Wissen aufzufüllen ist. Die (deutsche) akademische Mainstream-Psychologie konnte jedoch 1977

¹ § 1671 Abs. 4 Satz 1 BGB ist verfassungswidrig und daher nichtig (Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 3. 11. 1982, BGBl. I S. 1596)

kein entsprechendes Wissen bieten, denn der Begriff „Bindung“ kam in ihr nicht vor; psychoanalytische Theorien, so auch die Bindungstheorie, die John Bowlby seit 1957 entwickelte, wurden bis zur Rechtsänderung 1977 gar nicht berücksichtigt, obwohl dessen Werk „Attachment“ 1969 erschien und 1975 auch ins Deutsche übersetzt wurde. Das „Psychologische Wörterbuch“ von Dorsch verweist sogar bis zur 12. Auflage 1994 unter dem Stichwort „Bindungsformen“ auf Graphologie. Erst in der 13. Auflage 1998 gibt es ein Stichwort zur Bindung (nach Bowlby). In „Moderne Entwicklungspsychologie“ von Rolf Oerter (1969) gibt es keinen Hinweis auf „Bindung“, Bindungstheorie oder Bindungsforschung.

Wenn nun Psychologen den unbestimmten Rechtsbegriff auffüllen wollten², um entsprechende Gutachten zu verfassen, hätten sie sich wohl oder übel an einer psychoanalytischen Theorie (wie der von Bowlby) orientieren müssen³. Dies taten sie zunächst nicht – sondern bezogen sich auf eine Mitarbeiterin von Bowlby, Mary Ainsworth. So referierte Hellgard Rauh (1982, 186-190) im Nachfolgebund des Werks von Oerter, nun als „Entwicklungspsychologie“ (Oerter & Montada) herausgegeben, als *Begründerin* der Bindungstheorie Ainsworth, die sich auf Bowlby berufe. Erst in der 3. Auflage 1995 gibt Rauh mit der Überschrift „Die Bindungstheorie von John Bowlby“ (239) den Begründer korrekt an, der Inhalt des Kapitels (239-243) bezieht sich aber wie vorher auf Ainsworth und deren Mitarbeiter.

These:

Der Grund dafür, dass die Bindungstheorie über die Rezeption von Ainsworth Eingang in die Mainstream-Psychologie fand, ist nahe liegend: Ainsworth entwickelte eine Methode, um qualitativ unterschiedliches Bindungsverhalten zu *messen*!

²Die Vergangenheitsform ist auch insofern gerechtfertigt, weil § 1671 Abs. 4 Satz 1 fünf Jahre nach der Gesetzesänderung durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts für verfassungswidrig erklärt wurde. Gemäß § 1626 (3) BGB gehöre zum Wohl des Kindes der Umgang mit beiden Elternteilen; die zu berücksichtigenden „Bindungen“ blieben im Gesetzestext jedoch noch stehen. Im Zusammenhang mit dem am 1. 7. 1989 in Kraft getretenen Gesetz zur Kindschaftsrechtsreform wurde gemeinsames Sorgerecht der leiblichen Eltern die Regel, und so entfiel auch der Verweis auf Bindungen.

³Ich danke Verena Trüstedt, die in ihrer Diplomarbeit (2012) der Rezeption der Bindungstheorie in der deutschen Mainstreampsychologie (Handbüchern und einschlägigen Zeitschriften) nachgegangen ist.

Um Gutachten mit wissenschaftlichem ductus zu erstellen war eine Messmethode sehr nützlich.

In der Medizin und der Pädagogik wurden psychoanalytische Theorien, die die Bedeutung der Mutter-Kind-Bindung thematisierten, ebenfalls in den 1980er Jahren – dem Sinn nach – rezipiert. So verbreitete sich in Entbindungskliniken und Kinderkrankenhäusern die Praxis des „rooming-in“.

Kuno Beller, Psychologe und Professor für Kleinkindpädagogik an der FU Berlin, entwickelte ein Modell der Krippenerziehung, in der er entgegen der alten und damals noch gängigen Praxis, Kleinstkinder abrupt in der Einrichtung abzugeben, unter Bezug auf Bowlbys Theorie eine Eingewöhnungsphase etablierte, die inzwischen allgemein favorisiert wird. Ein entsprechender Artikel von Beller erschien in o.g. „Entwicklungspsychologie“ von 1982 (704-728), wurde in den folgenden Auflagen ab 1995⁴ jedoch ersetzt durch Texte, die sich nur auf Förderung kindlicher Fähigkeiten bezogen, nicht auf kindliche Bedürfnisse.

I. Begriffsklärung: von Bindungsverhalten zu „Bindung“ und zur „Bindungsperson“

„Allein mit empirischen Methoden, wie ausgefeilt sie als Organisation von Erfahrung entwickelt sein mögen, können wir die *Relevanz* von Dimensionen oder Begriffen nicht klären. Das ist der Grund dafür, weswegen – für kritische Wissenschaft allemal – die Ebene der Begriffsklärung und -kritik empirisch nicht zu erledigen ist.“ (Markard 2007, 5)

Bowlby erstellte 1951 einen Bericht für die WHO über die schädlichen Folgen von Mutterentbehrung bei kleinen Kindern. Dieser erschien 1953 unter dem Titel „Child Care and the growth of love“, im Vorwort der deutschen Übersetzung wird vermerkt, dass der Titel in „Frühe Bindung und kindliche Entwicklung“ umbenannt wurde (2005, 8). Die Betonung wird von der Fürsorge auf die „Bindung“ verlagert. Dies entspricht auch der Entwicklung der Theorie Bowlbys: 1969 publiziert er „Attachment“, 1973 „Separation“ und 1980 „Loss“.

Bowlby geht 1969 von Verhaltensbeobachtungen aus, die er „rein deskriptiv“ so formulierte: fühlt ein Kind sich *bedroht*, so wendet es sich von der Gefahrenquelle ab und einer bevorzugten Person zu. Sobald ein Kind sich selbständig fortbewegen kann, bewegt es sich in die besagte Richtung und klammert sich an der Person fest. Anders als Freud theoretisiert der Psychoanalytiker Bowlby als *Ursache* dieses Verhaltens nicht einen *Sekundärtrieb* (der Nahrungsvergewisserung), sondern die *Funktion* eines *Verhaltenssystems* (die Suche nach Schutz). Wenn ein Kind eine

⁴ Also nach der neuerlichen Gesetzesänderung, vgl. Fnt. 2

Person bevorzugt, folgert Bowlby, muss es zu ihr eine *besondere* Beziehung haben. Bezüglich der Bezeichnung dieser Beziehung verwirft er den Begriff „Abhängigkeit“, da diese sich im Laufe des Lebens eines Kindes reduziere, er aber einen Begriff sucht, der nicht quantitativ ist *und* sich auf etwas bezieht, das sich nicht reduziert. Er orientiert sich deshalb an Freuds Begriff „Bindung“ (bei Bowlby: „attachment“⁵), und bald bezeichnet Bowlby die bevorzugte Person als „Bindungsperson“.

Diese besondere Beziehung kennzeichnet Bowlby als *vertrauensvolle* Beziehung (z. B. 1973 a, dt. 2001, 130 und 154), da sie prompte und angemessene Bedürfnisbefriedigung gewährleistet – und *Schutz bietet*. Da Bowlby vom beobachtbaren Bindungsverhalten ausgeht, das sich erst zeigt, wenn Kinder sich fortbewegen können, also ab ca. 8 Monaten, stellt er sich die Frage, ob es Vorstufen gibt und wie die beschaffen sein können. Bevor ein Kind ca. 8 Monate alt ist, kann beobachtet werden, dass es eine besondere Person bevorzugt anlächelt, mit ihr schwätzt, die Arme nach ihr ausstreckt – und mit ca. 7 Monaten Furcht vor unbekanntem Personen zeigt. Davor ist beobachtbar, dass Kinder generell menschliche Gesichter vor anderen Mustern oder Gegenständen bevorzugt ansehen. Die Entwicklung des Bindungsverhaltens konzipiert Bowlby (1969, dt. 1984, 247 ff) nun so:

1. Phase: Kinder bevorzugen menschliche Gesichter und Stimmen, differenzieren aber nicht zwischen verschiedenen Menschen.
2. Phase: Kinder richten ihr Verhalten ausgeprägter auf eine Person, die sie „bemuttert“ und die auf ihre Bedürfnisse prompt und angemessen reagiert.
3. Phase: Kinder zeigen Bindungsverhalten zur (bemutternden) Bindungsperson, wählen u.U. auch andere Personen als „Nebenbindungspersonen“, werden unbekanntem Personen gegenüber vorsichtig, zeigen u.U. Alarmbereitschaft und ziehen sich von ihnen zurück.

Mit 2-3 Jahren zeigen Kinder dieses Bindungsverhalten nicht mehr. Deshalb konzipiert Bowlby eine neue, lebenslang anhaltende Phase, die allerdings nicht mehr auf beobachtetem Verhalten beruht:

4. Phase: „zielkorrigierte Partnerschaft“. Kinder versuchen jetzt, ihre Pläne mit den Plänen der Bindungsfigur(en) zu koordinieren: sie versuchen, sich mit der Bindungsperson zu einigen oder diese dazu zu bringen, ihre Pläne zu ändern.

⁵ 1973 (a, dt. 2001) gebraucht er ein „der Chemie entlehntes Wort“: „Verbindung“ (in der dt. Übersetzung), „da die Reaktion auf eine Kombination von Faktoren häufig so dramatisch stärker oder anders ausfällt, als es bei jedem Faktor für sich der Fall wäre“ (153) – und der Begriff auch Bindung an „geliebte Person(en)“ (ebd. 145), und nicht nur solche, von denen ein Kind abhängig ist, implizieren sollte.

Diese Verhaltensmuster (Phase 1-3) wurden bei Kindern beobachtet, die dauerhaft (und nur) mit ihren Müttern oder bemutternden Personen zusammenlebten, nicht bei Kindern, die in Heimen lebten. Da Bowlby aber auch Kinder in Familien beobachtete, die sich zwar von der Gefahrenquelle ab-, nicht aber der Bindungsperson zuwendeten, sondern z.B. erstarrten, nahm er für diese Beziehung eine „Angstbindung“ (1973 b) an. Als Ursache stellt Bowlby in seinem Werk „Trennung“ („Separation“) heraus, dass das Kind länger von seiner es bemutternden Person getrennt war oder dass ihm mit Trennung gedroht wurde, also eine Bemutternde nicht als im allgemeinen verfügbar erfahren wurde (1973 b, dt. 2006, 202ff).

Bowlby bezieht sich 1969 auf die Untersuchungsergebnisse von Mary Ainsworth aus den frühen 1960er Jahren. Ainsworth hat ca. einjährige Kinder in ihrer häuslichen Umgebung untersucht und dabei verschiedene Bindungsmuster (s.u.) beschrieben. Diese – so Bowlby – ließen sich nicht gemäß ihrer Stärke der Bindung in ein lineares Schema pressen, wohl aber konnte Ainsworth sie entlang der Dimension „Sicherheit“ ordnen (Bowlby, 1969, dt.1984, 309). Diese Dimension als Messwert einer Bindung findet Bowlby wertvoll und einleuchtend.

Die Operationalisierung der Bindungsqualität standardisierte Ainsworth später für einjährige Kinder, sie wurde von vielen Forschern übernommen: die „Fremde Situation“, die Bindungsverhalten auslösen soll, beinhaltet acht Episoden, wobei das komplementäre Verhaltenssystem, „Exploration“ (s.u., II.) einbezogen wird:

1. Mutter, Kind und die fremde Person befinden sich in einem dem Kind unbekanntem Raum.
2. Die fremde Person verlässt den Raum, die Mutter sitzt auf einem Stuhl, das Kind sitzt zwischen Mutter und Spielzeug.
3. Die fremde Person kommt zurück und versucht, mit dem Kind zu spielen.
4. Die Mutter verlässt den Raum (um Bindungsverhalten herauszufordern), das Kind bleibt mit der fremden Person allein.
5. Die Mutter kehrt zurück, die fremde Person verlässt unverzüglich den Raum.
6. Die Mutter verlässt den Raum, das Kind bleibt allein.
7. Die fremde Person kehrt zurück und versucht ggf. das Kind zu trösten und mit ihm zu spielen.
8. Die Mutter kehrt zurück.

Beobachtet wird das Bindungs- und das Explorations-Verhalten des Kindes: exploriert es Raum bzw. Spielzeug? Versucht es, der abwesenden

Mutter zu folgen? Weint es dann? Lässt es sich von der fremden Person trösten? Begrüßt es die wiederkehrende Mutter und klammert sich ggf. an sie? Spielt es, wenn es ganz allein gelassen wird? Unterscheidet sich die Reaktion des Kindes bei der zweiten Wiederkehr der Mutter von der ersten? Spielt es nach der jeweiligen Wiedervereinigung? (Vgl. Grossmann & Grossmann 2012, 138)

Als „sicher gebunden“ werden (nach Ainsworth und Bowlby) Kinder klassifiziert, die der weggegangenen Mutter folgen wollen, in ihrer Abwesenheit nicht mehr spielen und ggf. trauern, die die wiederkehrende Mutter begrüßen, sich ggf. anklammern, ihr Spiel dann aber wieder aufnehmen (Gruppe B). Als „unsicher gebunden“ werden Kinder klassifiziert, die nicht weinen, wenn die Mutter sie verlässt und mit der fremden Person spielen. Diese Kinder schienen zunächst besonders sicher gebunden zu sein, ihr Verhalten bezeichnete Bowlby aber als „frühreife Unabhängigkeit“ (1973 b, dt. 2006 a, 319). In späteren Untersuchungen wurde dann (per Speichelprobe) festgestellt, dass diese Kinder Stresshormone produzierten (Rauh, 1995, 243,) weswegen die Klassifizierung „unsicher gebunden“ als gerechtfertigt beibehalten wurde. Das „unsicher gebundene Verhaltensmuster“ differenziert Ainsworth später in „unsicher-vermeidend“ (Gruppe A) und „unsicher-ambivalent“ (Gruppe C): diese Kinder sind besonders verzweifelt und explorieren nicht oder kaum, klammern sich an die wiederkehrende Mutter und nehmen ihr Spiel nicht mehr auf – jene ignorieren die Mutter, spielen weiter und sind freundlich zur fremden Person (vgl. den Überblick bei Grossmann & Grossmann, 2012, 144).

1990 fügten Main und Solomon noch ein Verhaltensmuster hinzu: desorganisiertes Bindungsmuster. Die so klassifizierten Kinder erstarren, wenn die Mutter weg geht und zeigen z.T. bizarres Verhalten (Gruppe D).

Die (Nicht-)Verfügbarkeit der Bindungsperson wurde aus dem Bindungsmuster der Kinder erschlossen und auch per Beobachtung erhoben: Die beobachteten (nicht) prompten und (nicht) angemessenen Reaktionen der Bindungsperson auf kindliches Verhalten korrelierte positiv mit dem per Test klassifizierten Bindungsmuster des Kindes (Überblick: Bischof-Köhler, 2011). So war der Betreuungsstil von Müttern der als unsicher ambivalent gebundenen klassifizierten Kinder „*uneinfühlsam* und inkonsistent, also *unzuverlässig*“ (ebd., 217), der Betreuungsstil von Müttern der als unsicher-vermeidend gebunden klassifizierten Kinder war durch „Ablehnung oder Zurückweisung des Kindes gekennzeichnet, nicht aber durch Unzuverlässigkeit“ (ebd., 218).

In letzter Zeit sind auch weitere Untersuchungen bezüglich anderer „Faktoren“ als dem Betreuungsstil der Mutter durchgeführt worden, z.B. wurden interindividuelle Unterschiede, die Säuglinge aufweisen, Thema. So fragt Marcel Zentner (2008) nach Einflüssen des *Temperaments* des Säuglings auf die Entwicklung von Bindung(en) und stellt heraus, dass z.B. irritable Säuglinge („Schreibabies“) den Müttern erschweren, sich einzufühlen.

Heidi Keller (2008) fragt nach dem Einfluß von *Kultur* auf Bindung(en) und stellt – entgegen der Universalitätshypothese von Bowlby und Ainsworth – heraus, dass bezüglich Sensitivität und Sozialisationszielen (v.a. Selbständigkeit) in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Normen vorhanden sind (Anklammern also ggf. bestraft bzw. vermieden wird).

Obwohl Bowlby immer wieder angemerkt hat, dass in seinen Texten „normalerweise ... von ‚Mutter‘ und nicht ‚Mutterfigur‘ die Rede ist, wird damit selbstverständlich die Person gemeint, die ein Kind bemuttert ... Natürlich ist für die meisten Kinder diese Person die leibliche Mutter“ (1969, dt.1984, 41), und er ausdrücklich auf „Nebenbindungspersonen“ wie Väter, Verwandte und Bekannte hinwies, kam es immer wieder zu Vereindeutigungen. So wurden Fragen beantwortet, die gar nicht gestellt zu werden bräuchten, deren Antworten ich aber relevant finde, weil sie in bildungspolitischen Diskussionen große Auswirkungen haben:

Die Bindungsforscherin Lieselotte Ahnert stellt (2007, 32) die Frage: „Während die Mutter-Kind-Bindung aufgrund ihrer evolutionsbiologischen Vergangenheit in der Regel schnell und unkompliziert ausgebildet und durch biologische Prozesse unterstützt wird, die bereits in der Schwangerschaft ihren Anfang nehmen⁶. ..., ist fraglich, ob weitere Bindungen ohne derartige Voraussetzungen überhaupt entstehen können.“(32) Sie beantwortet diese Frage so: „Stabil betreuende Erzieherinnen scheinen tatsächlich eine sicherheitsgebende Funktion erfüllen zu können und zu Bindungspersonen zu werden... Es kann deshalb keinen Zweifel geben, dass das Bindungskonzept auch auf Erzieherinnen angewendet werden kann“ (ebd., 33). Eine Erklärung für diese *Fragestellung* kann sein, dass die Bindungstheorie lange Zeit als Argument gegen eine Kindertagesstätten-Unterbringung vorschulischer Kinder galt, in diesem Jahrhundert aber eben diese Kita-Erziehung für alle Kinder propagiert wird. Die Antwort ist nach Bowlbys Beobachtungen trivial. Warum aber soll das Bindungskonzept auf Erzieherinnen angewendet werden? Möglicherweise weil

⁶ Vermutlich nicht nur Hrdy (2000, 198f) führt Forschungsergebnisse an, die dem evolutionstheoretisch widersprechen, auch Bowlby nahm dies nicht an.

sich daraus Hinweise für das Verhalten von Erzieherinnen und Erzieher ableiten lassen: sie sollen den Kindern Sicherheit geben und vertrauenswürdig sein.

Bindungen zu Vätern haben v.a. Karin Grossmann und Klaus E. Grossmann (2012) parallel zur Bindung zu Müttern in ihrer Langzeitstudie erforscht. Ich gehe auf diese hier nicht ein, da es für meine Reflexionen unerheblich ist.

II. Vom Erkundungsverhalten zu Erkundungsmotivation und Autonomiemotivation

Als zum Bindungsverhalten komplementäres Verhaltenssystem konzipiert Bowlby Erkundungsverhalten: Er beobachtete, dass ein Kind, wenn die Bindungsperson als „sichere Basis“ erfahren wird und anwesend ist, seine Umwelt erkundet und spielt, dies aber lässt, wenn die Bindungsperson abwesend ist. Dieses Erkundungsverhalten sah er als wichtig für die Entwicklung von Kindern an, beschäftigte sich damit aber nicht weiter.

Unterschiede bezüglich *Neugier* und *Explorationsverhalten* bei Säuglingen und Kleinkindern und dessen Zusammenhang mit Bindungsverhalten thematisieren Axel Schölmerich und Anke Lenging (2009) und referieren zwei unterschiedliche Theorien: Ihre Ausgangsüberlegung ist, dass bei unsicher-vermeidend gebundenen Kindern vermehrte Objektexploration zu beobachten ist. Dies sei entweder damit zu erklären, dass sich Explorationsverhalten sowohl durch Unterstützung dieses Verhaltens, als auch durch Befriedigung des Bindungsverhaltens ausbildet – *oder* dass „elterliches Erziehungsverhalten bei verschiedenen Kindern unterschiedlich bedeutsamen Einfluss auf ihre Entwicklung hat“ (ebd., 209)⁷.

Bischof-Köhler (2011) ordnet den von Bowlby beschriebenen *Verhaltenssystemen*⁸ (Bindungsverhalten und Explorationsverhalten) soziale *Motivationssysteme* zu, fügt einem Bindungsmotivationssystem sowie einem Explorationsmotivationssystem noch ein Autonomie- bzw. Kompetenzmotivationssystem hinzu. Sie geht davon aus, dass eigene Kompetenzen zu erwerben Exploration voraussetzt, unsicher-ambivalent ge-

⁷ Beides dürfte zutreffen und zudem trivial sein, diese Theorien zeigen m.E. aber, wie unsinnig es ist, „Bedingtheit“ bezüglich menschlichen Verhaltens zu formulieren.

⁸ Bowlby hat ausdrücklich nur nach der Funktion des Bindungsverhaltens gefragt, ausdrücklich keinen Trieb aber auch kein Bedürfnis hierfür konzipiert (1969, dt. 1984, 173).

bundene Kinder jedoch kaum explorieren (weil sie ständig die Nähe der Bindungsperson suchen) – während unsicher-vermeidend gebundene Kinder ständig explorieren, also wie die sicher gebundenen Kinder ihr Autonomie- bzw. Kompetenzmotivationssystem befriedigen. Dem stünde aber ein (ansonsten in der Literatur nicht aufgeführtes) Verhalten der unsicher-vermeidend gebundenen Kinder zu Hause gegenüber, das nicht in der „Fremden Situation“ beobachtet wurde: zu Hause verhielten sie sich unselbständig, fordernd und aggressiv. Bischof-Köhler (2011, 222 f) erklärt dies mit unterschiedlicher Motivationsregulation bzw. unterschiedlichen Coping-Strategien und kommt zu dem Schluss, dass es sich bei unsicher-vermeidend gebundenen Kindern um „Pseudo-Selbständigkeit“, um reaktive Vermeidung, handelt (Bischof-Köhler, 2011, 222f).

III. Determinierung der Persönlichkeitsentwicklung

Bowlby stellte die These auf, dass das jeweilige Bindungsmuster eines Kindes Auswirkungen auf die psychische Gesundheit hat und „für den Rest des Lebens relativ unverändert bestehen“ bleibt (1973 b, dt. 2006 a, 321), oder wie Grossmann & Grossmann (2012, 26 und 71) Bowlby interpretieren: „von der Wiege bis zur Bahre“ unverändert bleibt. Dieser deterministischen These, der entsprechend das in früher Kindheit ausgebildete Bindungsmuster alle Bindungen im weiteren Leben bestimmt, widmeten Grossmann & Grossmann ihr Lebenswerk in 30jähriger Forschung. In einer Langzeitstudie untersuchten sie Bindungsverhalten und Bindungsrepräsentationen zu beiden Eltern bzw. zu Partnern von Personen vom ersten Lebensjahr bis ins Erwachsenenalter. Die Ergebnisse veröffentlichten sie 2012. Methodisch verwendeten sie für einjährige Kinder die oben dargestellte „Fremde Situation“, für die dann älter gewordenen projektive Verfahren und Fragebögen, für die dann Jugendliche bzw. junge Erwachsene gewordenen Fragebögen und Interviews, die sich v.a. darauf bezogen, ob diese sich bereit erklärten, im Falle dass sie Hilfe bräuchten, diese nachzufragen und anzunehmen. Dies entspricht der Annahme der „Verfügbarkeit“ von Bindungspersonen. Die altersgemäßen „Entwicklungsaufgaben, gruppiert um Bindung und Exploration von der Geburt bis ins junge Erwachsenenalter“ stellen sie tabellarisch (2012, 656) dar.

Grossmann & Grossmann (2012) präsentieren ihre Ergebnisse als *statistische* Bestätigung der Determinationsthese Bowlbys. Die gemessenen Bindungsmuster korrelieren hoch über die gesamte Lebenszeitspanne – blieben *statistisch* also (voraussichtlich) „von der Wiege bis zum Grabe (!)“ (662) konstant.

Am Ende ihrer Publikation stellen sie acht Fallstudien dar, wobei sie vier sicher und vier unsicher gebundene Erwachsene auswählten und für jeden je 3 Erhebungsergebnisse (frühe Kindheit, Jugendalter, Erwachsenenalter) berichten. Sie sollen hier in Kurzform wiedergegeben werden:

1. Fall: sicher – sicher – sicher gebunden
2. Fall: sicher zum Vater (nicht zur Mutter) – sicher zum Vater – sicher gebunden
3. Fall: sicher – unsicher – sicher gebunden
4. Fall: unsicher – unsicher – sicher gebunden
5. Fall: unsicher – unsicher zum Vater – unsicher gebunden
6. Fall: sicher – unsicher – unsicher gebunden
7. Fall: (sicher?) – unsicher – unsicher gebunden
8. Fall: sicher – sicher – unsicher gebunden.

Für die nicht zur Determinations- bzw. Konstanzthese passenden Befunde führen Grossmann & Grossmann z.B. „Nachhaltigkeit“ der frühen Bindung (z.B. 3.) – oder eruierte „Risikofaktoren“ an, wie Scheidung der Eltern (z.B. 6.) – oder (vermutete?) glückliche Umstände wie schließlich doch noch erfahrene Vertrauenspersonen (z.B. 4.). Diese Argumentation ist plausibel, aber Aussagen der untersuchten Personen dazu sind in der Publikation nicht zu finden. Andererseits gibt die Hälfte dieser Falldarstellungen (3, 4, 6, 8)

Hinweise darauf, dass auch die statistisch belegte Kontinuität die unbegriffene Oberfläche von Begründungsmustern (s.u.) ist: Sie legt eher nahe anzunehmen, dass Menschen Vertrauen zu solchen Menschen haben, die vertrauenswürdig sind – was Bowlbys Ausgangsüberlegung entspricht und vernünftig erscheint.

„Einzelfälle können zueinander ins Verhältnis gesetzt, aber nicht gegeneinander verrechnet werden. Es sind die individuellen Spezifikationen, die interessieren, nicht die Nivellierungen des Durchschnitts. Die einzelnen subjektiven Fälle sind keine Abweichungen, sondern der Gedanke der Abweichung weicht selber ab vom Gedanken der Subjektivität.“ (Markard, 2007, S. 12)

Dementsprechend wären gerade die der Determinations-These widersprechenden „Fälle“ die interessantesten für eine Re-Interpretation im Sinne der Kritik und Weiterentwicklung der Kontinuitätshypothese – ohne mehr oder weniger gut verarbeitete Risikofaktoren annehmen zu müssen, die kritikimmunsierend wirken können. Wie ich weiter unten zeigen werde, wären aber nicht nur die der Hypothese widersprechenden, sondern auch die hypothesenkonformen Fälle auf darin enthaltene Begründungsmuster – jenseits der Determinationsannahme – zu analysieren.

IV. Kritik: von der Deskription über die Operationalisierung zur Kategorie

Eine Kategorie soll bzw. kann das sichtbar machen, was ohne sie nicht sichtbar wäre. Andererseits bleibt u.U. unsichtbar, was mit dieser Kategorie nicht fokussiert wird. Indem „Bindungsverhalten“ mit dem Fremde-Situation-Test sowie mit nachfolgenden Verfahren operationalisiert wurde bzw. wird, geraten alle anderen Lebensumstände (und wie sie erfahren werden) aus dem Blickfeld. Es wurde zwar oft auch Verhalten der Eltern erfasst, mit derselben Kategorie, nicht erhoben wurde(n): z.B. gemobbt zu werden in der Schule, Armut, beengte Wohnverhältnisse, produktive Interessengemeinschaften von Kindern etc. etc.

Zudem kann die Kategorie „Bindung“ nicht die widersprüchliche Lage von Menschen erfassen. Auch wenn Kinder von Erwachsenen Unterstützung erfahren, sind sie ihnen gleichzeitig ausgeliefert, denn die Unterstützung bildet ebenso die Grenzen, innerhalb denen sie verfügen können: „Hilfe“, die ein Kind nicht braucht, kann dieses auch einschränken, seine Entwicklung beschränken (vgl. etwa Ulmann 1987).

Nicht angemessen berücksichtigt in der Bindungstheorie sowie der Bindungsforschung ist die objektive Abhängigkeit der Kinder und Jugendlichen von Erwachsenen, gesetzlich von den Eltern. Die Eltern haben in Deutschland nach GG § 6 die Pflicht und das Recht, ihre Kinder zu erziehen – dieser Paragraph gibt Kindern aber nicht das Recht, sich dieser Erziehung zu entziehen, sie sind also darauf angewiesen, sich mit ihren Erziehungsberechtigten zu arrangieren⁹. Dieses Arrangement als „Bindung“ zu bezeichnen¹⁰, ist eine – letztlich zynische – Verlagerung einer objektiven Beziehung in die Subjekte.

Nicht in der Bindungskonzeption enthalten ist auch das spezifisch menschliche Bedürfnis nach der *Verfügung* über die Mittel und Quellen zur Bedürfnisbefriedigung (Holzkamp, 1983, 21 ff). Bischof-Köhler (2011, 182ff) fügt zwar den Motivationssystemen „Bindung“ und „Exploration“ noch ein „Autonomiemotivationssystem“ hinzu, dies bezieht sich aber auf Geltung, Bestimmung der Rangposition und Kompetenz im Zusammenhang mit Selbständigkeit, nicht aber auf Verfügungsmöglichkeiten gemäß der je eigenen Interessen. Damit entfällt auch die Konzeption von subjektiven Entwicklungswidersprüchen, die die Entwicklung

⁹Nur wenn sie nachweislich misshandelt wurden haben ältere Kinder gemäß KJHG § 42 seit 1990 das Recht, dauerhaft in Obhut genommen zu werden.

¹⁰ So liest man bei Grossmann & Grossmann (2012, 37): „Sind die Eltern jedoch nur eingeschränkt bereit, sich um diesen Säugling zu kümmern, hat das Neugeborene keine Wahl und muss sich dennoch an diese Eltern binden.“

vorantreiben: Weil kleinen Kinder die sozial-kooperativen Beziehungen, in denen sie leben, nicht verstehen, und ältere Kinder die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie leben, nicht verstehen, müssen sie, um sich nicht ausgeliefert zu fühlen, diese not-wendend verstehen lernen (Ulmann 1987, 86-89).

Da die Bindungsforschung sich auf die Frage nach der Kontinuität des Bindungsmusters konzentriert, ist die Entwicklung der Weltsicht der Subjekte außerhalb der sozialen Beziehungen nicht Thema; zwar wird als positiver Faktor einer sicheren Bindung Explorationsverhalten, das sich sozusagen auf „die Welt“ bezieht, gesehen, die damit u.U. erworbenen Erfahrungen und deren Folgen werden aber nicht thematisiert und nicht erforscht.

Ebenfalls durch die Kontinuitätsannahme bestimmt wird in der Literatur, von Bowlby angeregt, u.a. Delinquenz, z.B. in Form der Schädigung anderer Menschen, auf *unsichere* Bindung im Kindesalter zurückgeführt, da nach Bowlby (2006 a) aus einer „Angstbindung“ Wut und Zorn als Folge von Angst resultiert. Wenn es bei Verhalten, das andere schädigt, nicht um Widerstand, sondern um sadistisches Handeln geht, so setzt dieses – *ebenso* wie kooperatives Handeln – die Möglichkeit, sich gedanklich auf den Standpunkt eines anderen zu stellen, voraus. Diese wird aber – nach Bowlby – nur in einer *sicheren* Bindung erworben. Hrdy (2010) argumentiert, dass es nicht um mangelnde kognitive, sondern um mangelnde emotionale Fähigkeiten (fehlende Empathie) geht, die (andere Menschen) schädigendes oder sadistisches Verhalten möglich machen. Aber auch dem wäre entgegenzusetzen: Diese mangelnden Fähigkeiten können Menschen im Laufe ihres Lebens noch erwerben.

Und schließlich führt die Kategorie nicht nur zum Tunnelblick, sondern wird zu einem gegenüber den Lebensverhältnissen abstrakten Maßstab und somit normativ: Bowlby stellt (bedauernd?) fest, dass Heimkinder noch mit 12 Monaten keine Anzeichen von Bindung an irgendeine spezifische Person zeigen und fragt, warum „das Heim eine entwicklungshemmende Wirkung hat“ (Bowlby 1969, dt.1984, 274). Die Entwicklungshemmung sieht Bowlby nur darin, dass Kinder kein Bindungsverhalten zeigen, er achtet nicht darauf, dass Kinder, die nicht einer oder nur wenigen Personen (in der Familie) ausgeliefert sind, eventuell andere Verfügungsmöglichkeiten erwerben – sondern bezeichnet (manche von) deren Verhaltensweisen als pathologisch oder delinquent (vgl. etwa Bowlby 1953, dt. 2005, 11-42).

V. Re-interpretation der Bindungstheorie: die Daten

Bowlby konzipiert die Bindungstheorie auch als ethologische, er und andere Bindungsforscher verwiesen immer wieder auf die Untersuchungen Harlows mit Rhesusaffen-Babies, die zeigten, dass diese eine Fell-Attrappe ohne Nahrung einer Draht-Attrappe mit Nahrung vorzogen¹¹, und insgesamt Verhaltensstörungen entwickelten. Bowlby hat sich außerdem gründlich mit „schutzsuchendem Verhalten“ von Tier-Neugeborenen beschäftigt, dabei aber festgestellt, dass dieses Verhalten auch bei Gänsen vorkommt¹², und es insofern „infra-symbolisch“ sein müsse, also nicht auf spezifisch menschliche kognitive Möglichkeiten zurückzuführen sein könne (Bowlby 1969, dt. 1984, 148).

Ausgangsüberlegung für eine subjektwissenschaftliche Re-interpretation der Bindungstheorie muss jedoch unbeschadet der naturgeschichtlichen Historizität von Bindungsverhalten die menschliche Spezifik der mit „Bindung“ gefassten psychischen Phänomene sein. Wie Klaus Holzkamp (1983) herausstellt, ist als spezifisch menschliches Bedürfnis das Bedürfnis nach *Verfügung über die Bedingungen zur Bedürfnisbefriedigung* anzunehmen. Diese Verfügung gelingt u.U. nur mittels anderer Personen (Bäcker, Friseur, Elektriker, Busfahrer – und für junge Kinder über sie „bemutternde“ Personen).

1. Ein menschliches Neugeborenes kann seine Bedürfnisse nicht spezifisch äußern und ist ob seiner Bedürfnisbefriedigung total abhängig von anderen Personen, hat nur über andere Personen Verfügung über seine Bedürfnisbefriedigung. Wenn diese prompt und angemessen geschieht, fühlt es sich wohl. Wenn es Personen ausgeliefert ist, die nicht prompt und/oder nicht angemessen auf seine Schreie, Gesten o.ä. reagieren, fühlt es sich unwohl. Es wäre also anzunehmen, dass es – später – eine sich verfügbar haltende Person als vertrauenswürdig empfindet, zu ihr eine vertrauensvolle Beziehung entwickelt, also das, was Bowlby als „Bindung“ bezeichnet. Ebenso ist anzunehmen, dass es zu einer (allermeist) unverfügbaren Person keine vertrauensvolle Beziehung entwickelt, also *keine* Bindung, sondern – wenn es auf diese eine Person angewiesen ist (!) – Verhalten, das Bowlby als „Angstbindung“ fasst.

¹¹ Affenbabies, die also keinen Nahrungsmangel hatten, weil sie jederzeit zur nahrungsspendenden Drahtmutter gehen konnten, was m.W. nicht berücksichtigt wurde.

¹² Gänse sind im Unterschied zu Primaten und Menschen Nestflüchter; Küken müssen dem ersten bewegten Objekt, das sie sehen, instinktiv folgen, dies ist für sie lebensnotwendig, da sie sonst verloren gehen würden. Dies beachtet Bowlby nicht.

Die Realität ist aber allermeist keineswegs immer so oder immer anders, sondern mal werden die Bedürfnisse des Säuglings angemessen und prompt befriedigt – ein andermal aber nicht. Eben dies muss der Entwicklungswiderspruch sein, der zu „Phase 4“ („zielkorrigierte Partnerschaft“) führen kann! Die Not, die ein kleines Kind empfindet, wenn es nicht versteht, warum Erwachsene manchmal auf seine Wünsche prompt und angemessen eingehen, ein andermal aber nicht, kann das Kind nur wenden, wenn es zu realisieren beginnt, dass Erwachsene wie es selbst Intentionen haben.

Nach der Terminologie von Ainsworth (und Main & Solomon, s.o.) wird auch eine nicht vertrauensvolle Beziehung als Bindung bezeichnet. Hier finden sich Aussagen wie die von Grossmann & Grossmann (2012, 37) „das Neugeborene (hat) keine Wahl und muss sich dennoch an diese Eltern binden“, sowie beobachtungsgestützte Daten, dass sich kleinkindliches Verhalten zu Fremden von dem zu ihm als unzuverlässige bekannte Personen unterscheidet (vgl. Ahnert, 2008, 265), und schließlich die Erfahrung, dass es Kinder gibt, die es vorziehen, bei den sie misshandelnden Eltern zu bleiben statt z.B. bei Pflegeeltern oder in einem Heim zu leben. Aus dieser Erfahrung wird gefolgert, dass Kinder immer eine Bindung an ihre Eltern haben. Nach Bischof-Köhler (2011, 223) „ist eine Bindung immer noch besser als gar keine Bindung, auch wenn sie nicht ideal ist“, wobei sie auf ihre frühere Ausführung verweist; diese beziehen sich auf Beobachtungen nur an Tieren, deren Nähe suchendes Verhalten zu misshandelnden Eltern sie so interpretiert: „Fremde (wären) allemal noch weniger pflegebereit. Weglaufen würde auf jeden Fall den sicheren Untergang bedeuteten.“ (ebd. 101). (Sinngemäß ebenso Bowlby, 1969, dt. 1984, 214 für Primaten.) Abgesehen davon, dass tierisches Verhalten instinktgesteuert ist, und abgesehen davon, dass menschliche Babies im 1. Lebensjahr nicht weglaufen können, wäre die angenommene Begründung von Bischof-Köhler eine „gute“ Begründung für ältere menschliche Kinder, die im Prinzip weglaufen könnten: in einem ihnen unbekanntem Heim könnte es ihnen noch schlechter gehen als bei nicht vertrauenswürdigen Eltern¹³. – Bei Kindern wird oft im 7. Lebensmonat Furcht vor fremden

¹³ Viele Presseberichte und Publikationen über Kinderheime im vorigen Jahrtausend würden diese Annahme bestätigen. Bei meiner mehrjährigen Mitarbeit in einem Kinderheim um die Jahrtausendwende erfuhr ich, dass fast die Hälfte der 200 Kinder, die dort lebten, auf eigenen Wunsch dort waren – und sich v.a. ob der inzwischen ihnen verbrieften Rechte, die im Heim gewährleistet wurden, dort geborgen fühlten.

Menschen beobachtet, eine Beobachtung, die Bowlby zur Stütze seiner Annahme der Bindungsentwicklung heranzog. Misshandelnde Eltern sind nicht „fremd“, sind kalkulierbar, insofern „vertraut“. Vertrautheit ist aber keine vertrauensvolle Beziehung, und – wie Bowlby selbst ausführlich darstellt (1973 b) können Kinder auch vor vertrauten Menschen Angst haben.

Insgesamt handelt es sich bei den deskriptiven Daten zur 3. Phase des „Bindungsverhaltens“ (Abwendung von Gefahr und Hinwendung zur Bindungsperson) um Daten allgemeiner Beobachtbarkeit – die „plausibel“ interpretiert wurden. Sie veranschaulichen das, was Holzkamp (1983, 428ff) als relativ unspezifische „interaktive Kind-Erwachsenen-Koordination“ beschrieben hat – von den Bindungstheoretikern allerdings um die Beobachtung erweitert, dass es Kinder gibt, die, sobald sie sich (fort) bewegen können, die Nähe einer bemutternden Person suchen, bzw. wenn sie in der Nähe sind, explorieren. Dies wäre so zu interpretieren:

Die verfügbare nahe Person ist Vermittlerin zur Verfügung über die Bedingungen zur Bedürfnisbefriedigung, weil um verfügen zu können ja Wissen um die Welt, in der man lebt, not-wendig ist. Ein (sehr) junger Mensch muss dies Wissen eines älteren Menschen nutzen.

2. „Bindungsverhalten“ ist wie gesagt nach Bowlby bei Kindern ab ca. dem 3. Lebensjahr nicht mehr zu beobachten, stattdessen beschreibt er ein Verhalten, das er als zielkorrigierte Partnerschaft bezeichnet. Bowlby nimmt an:

„Durch die Beobachtung des Verhaltens der Mutter und der Einflüsse darauf lernt ein Kind etwas über die von der Mutter gesetzten Ziele und Pläne, die sie in die Tat umsetzt, um sie zu erreichen. Von diesem Punkt an wird sein Weltbild komplexer und sein Verhalten potentiell viel flexibler. Man könnte mit anderen Worten sagen, dass das Kind Einblick in die Gefühle und Motive seiner Mutter gewinnt. Wenn es einmal so weit ist, dann sind die Grundlagen dafür gelegt, dass das Paar eine komplexere Beziehung zueinander entwickelt, eine Beziehung, die ich eine Partnerschaft nennen möchte.“ (Bowlby, 1984, 249)

Diese Beziehung führe dazu, dass Kinder jetzt ihre Pläne mit den Plänen der Bindungsfigur(en) koordinieren: sie versuchen, sich mit der Bindungsperson zu einigen oder diese dazu zu bringen, ihre Pläne zu ändern.

Bowlby geht jetzt nicht mehr rein deskriptiv vor, sondern deutend. Außerdem geht es bei seiner Konzeption der zielkorrigierten Partnerschaft eindeutig um menschliche Spezifik, die nicht mehr „infrasymbolisch“ (s.o.) ist, sondern kognitive und emotionale Fähigkeiten voraussetzt.

Bowlby konstatiert: „Das macht eindeutig eine neue Phase aus“ (ebd.). Neuere empirische Forschung, die der Entwicklung menschlicher Spezifik gewidmet ist, nimmt im Alter von ca. 9 Monaten einen „qualitativen Sprung“ an¹⁴: ab dann ist bei Kindern „geteilte Aufmerksamkeit“ zu beobachten, woraus zu schließen ist, dass menschliche Kinder beginnen, etwas über Intentionen (anderer und eigene) zu wissen. Im Alter von ca. 12 Monaten beginnen Kinder empathisches Verhalten zu zeigen¹⁵, und sie können sich mit ca. 4 Jahren gedanklich auf den Standpunkt anderer stellen und ihren Standpunkt mit diesen koordinieren, also eine „Theory of Mind“ entwickeln¹⁶. Die Daten veranschaulichen jenen Entwicklungszug zur Sozialintentionalität, der zu einem Verhältnis zwischen Kind und Erwachsenen führt, den Holzkamp als „kooperative Kind-Erwachsenen-Koordination“ konzipierte (Holzkamp 1983, 446).

Warum sollte aber jetzt noch von „Bindung“ gesprochen werden? Warum wäre nicht eher anzunehmen, dass ein Kind ab jetzt vertrauenswürdige Personen von nicht vertrauenswürdigen unterscheiden und sich entsprechend zu ihnen ins Verhältnis setzen kann? Unbenommen bleibt, dass auch ein Kind manche Menschen mag oder auch liebt – andere nicht. Die Präferenzen bzw. Abneigungen können, müssen aber nicht mit der (Nicht-)Verlässlichkeit übereinstimmen.

3. Zum Thema „lebenslang unverändert“: wenn man „Bindung“ durch „vertrauensvolle Beziehung“ ersetzt, sind die Ergebnisse des Lebenswerks des Ehepaars Grossmann verständlich. Bindungsverhalten und „Bindungsrepräsentationen“ können statt als Determinanten als Begründungsmuster gefasst werden:

Wenn sich ein Mensch als verlässlich, als vertrauenswürdig, erweist, vertraue ich ihm und bitte ihn vernünftigerweise um Hilfe, wenn ich diese brauche. Wenn ein Mensch sich nicht als verlässlich, nicht als vertrauenswürdig erweist, dann nicht vertraue ich ihm nicht, bitte ihn vernünftigerweise nicht um Hilfe – oder tue dies nur, wenn es keinen Ausweg gibt; dann bitte ich auch einen Menschen, der sich bislang nicht als vertrauenswürdig erwiesen hat, doch noch einmal um Hilfe, weil es sonst niemand gibt, den ich darum bitten kann.

Dabei kann man durchaus einige Menschen als vertrauenswürdig empfinden – andere Menschen nicht, braucht nicht grundsätzlich „vertrauensseelig“ oder „misstrauisch“ zu sein.

¹⁴ Tomasello (2002, 77) spricht von der „Neunmonatsrevolution“.

¹⁵ Bischof-Köhler, 1989

¹⁶ Einen Überblick bietet Astington, 2008

Mitzudenken ist dabei außerdem, dass Menschen sich ändern können, vertrauenswürdige können sich später als vertrauensunwürdig erweisen bzw. so wahrgenommen werden und umgekehrt. Dies würde entsprechendes Verhalten des Kindes/des „Partners“ begründen. Ebenso ist eine mögliche Verallgemeinerung mitzudenken, und im Sinne alltäglichen induktiven Schließens als Begründungsmuster zu formulieren:

Wenn sich Menschen bislang als vertrauenswürdig erwiesen haben, vertraue ich vernünftigerweise auch anderen Menschen. Wenn sich Menschen bislang nicht als vertrauenswürdig erwiesen haben, misstraue ich vernünftigerweise auch weiterhin zunächst einmal anderen Menschen.

Aber diese biografische Nahelegung braucht keineswegs lebenslang anzuhalten. Menschen können sich zu ihren Erfahrungen verhalten und – evtl. mit therapeutischer Hilfe – die Last der Biografie abwerfen (Leontjew, 1979, 206). Dies nicht (nur), indem – wie auch im Rahmen der Bindungstheorie angenommen wird – z.B. zu einer Therapeutin oder einem Therapeuten eine sichere Bindung „aufgebaut“ werden kann, sondern indem diese(r) die Sicht auf unterschiedlich vertrauenswürdige Menschen lenkt – oder auf ganz andere Fragen bzw. Probleme und deren Lösungsmöglichkeiten.

Statt der statistisch formulierten Risikofaktoren, die Grossmann & Grossmann anführen, wäre psychologisch konkret jeweils die Bedeutung von Lebensereignissen für die jeweils Betroffenen zu eruieren. Als einen solchen „Risikofaktor“ für die Veränderung einer „Bindung“ führen die Autoren Scheidung der Eltern an. Vorstellbar ist, dass eine Scheidung der Eltern für ein Kind bedeutet, dass ein Elternteil oder beide „unzuverlässig“ und/oder vertrauensunwürdig geworden sind.

Nicht unwichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Erfahrungen auch altersspezifisch sind. Wygotski veranschaulicht dies mit einem Fallbeispiel: 3 Brüder erfahren ihre alkoholabhängige und sie misshandelnde Mutter ganz verschieden; der Älteste übernimmt die Mutterrolle, der mittlere zeigt einen Zustand innerer Konflikte, erscheint ambivalent, der Jüngste zeigt Anfälle extremer Angst und Entsetzen. – Judith Kail (2012) gibt die Berichte dreier Schwestern darüber wieder, wie sie es erfahren haben, von ihrer Mutter zugunsten eines neuen Partners verlassen zu werden: die Älteste ist wütend über den „Betrug“, die Mittlere ist traurig, die Jüngste verzweifelt.

Wenn es zutrifft, wie in zahlreichen Untersuchungen herausgestellt wird (z.B. Bowlby, 1953, dt. 2005, 34ff, 1984, 325, 2006, 215, Ainsworth 1953, dt. 2005, 164, 192), dass Kinder, deren Beziehung zu ihren bemutternden Personen nicht als „sicher“ klassifiziert werden kann bzw. konnte, im Jugend- oder Erwachsenenalter oft stehlen oder gar töten, ließe sich

dies zum einen als Entwicklungsrückstand fassen, sie können egozentrisch (im Sinne Piagets) geblieben sein und außerdem keine Empathie entwickelt haben. Es lässt sich aber auch als Begründungsmuster – und nicht als Bedingtheit – fassen:

„Wenn ich erfahren habe, dass ich nicht darauf vertrauen kann, dass mir jemand hilft wenn ich Hilfe brauche, habe ich (vernünftigerweise) „gute Gründe“ nur im ureigensten Interesse zu handeln.“¹⁷

VI. Nutzen und Schaden der Bindungstheorie und der Bindungsforschung

Der Nutzen der *Bindungstheorie* ist m.E. darin zu sehen, dass sie zu einer bedürfnisorientierten Sicht auf Kinder allen Alters beitrug. Deren Rezeption sowie deren Verbreitung trug und trägt dazu bei, kindliches Leiden zu bemerken und zu mildern oder gar zu verhindern. Die Bindungstheorie trug bei zur humaneren Veränderung der Kinderkrankenhäuser, zur kindzentrierten Veränderungen elterlichen Erziehungsverhaltens (bis zum Verbot der Prügelstrafe), zur Propagierung von *Bildungsinstitutionen* für Kleinkinder.

Die Gefahr der *Bindungsforschung* sehe ich im Determinismus, der z.B. misshandelte Kinder glauben macht, weil „unsicher gebunden“ nie eine „zielkorrigierte Partnerschaft“ erfahren zu können – und Leiden an der Unzuverlässigkeit von Menschen nicht in deren realem aktuellen Verhalten zu sehen. Oder auch glauben macht, von Risikofaktoren bewirkt zu werden, statt Erfahrungen in Begründungsmustern zu fassen, zu analysieren, zu verstehen und sich *zu ihnen* zu verhalten.

Literatur:

- Ahnert, L. (2007): Von der Mutter-Kind zur Erzieherinnen-Kind-Bindung? In: Fabienne Becker-Stoll & Martin R. Textor (Hrsg.): *Die Erzieherin-Kind-Bindung*. Cornelsen Verlag, Berlin, Düsseldorf, Mannheim, S. 31-41
- Ahnert, L. (2008) (Hg.): *Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung*. Reinhardt-Verlag, München.
- Ainsworth, M.D. (1953): Weitere Untersuchungen über die schädlichen Folgen der Mutterentbehrung. In: Bowlby, J. 1953, dt. 2005, 157-201
- Astington, J. (2000): *Wie Kinder das Denken entdecken*. Ernst Reinhardt Verlag, München Basel
- Bischof-Köhler, D. (1989): *Spiegelbild und Empathie. Die Anfänge der sozialen Kognition*. Huber, Bern

¹⁷ Hrdy (2010, 595) stellt heraus, dass es sich dabei nicht um unangepasste, sondern um „hochgradig adaptive“ Denk- und Verhaltensweisen handeln könnte.

- Bischof-Köhler, D. (2011): *Soziale Entwicklung in Kindheit und Jugend. Bindung, Empathie und Theory of Mind*. Kohlhammer, Stuttgart
- Bowlby, J. (1953, dt. 2005): *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung*. Reinhardt, München, Basel
- Bowlby, J. (1969, dt.1984): *Bindung*. Fischer, Frankfurt/M.
- Bowlby, J. (1973 a, dt, 2001): *Das Glück und die Trauer*
- Bowlby, J. (1973 b, dt. 2006 a) *Trennung*. Reinhardt-Verlag, München
- Bowlby, J. (1980, dt. 2006 b): *Verlust*. Reinhardt-Verlag, München
- Grossmann, K, & Grossmann, K. (2012): *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Hrdy, S. B. (2010): *Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution*. Berlin Verlag, Berlin
- Holzkamp, K. (1983): *Grundlegung der Psychologie*. Campus, Frankfurt/M.
- Keller, H. (2008): Kultur und Bindung. In: Ahnert, L. 2008, 110-124
- Kail, J. (2012): *Erfahrungen von Kindern in Patchworkfamilien*. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der FUB
- Leontjew, A.N. (1979): *Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit*. Pahl-Rugenstein, Köln
- Main, M. & Solomon, J. (1990): Procedures for identifying infants as disorganized/disoriented during Ainsworth Strange Situation. In: M. T. Greenberg, D. Ciddhetti & E.M. Cummings (Eds.): *Attachment in the preschool years: Theory, research and intervention* (121-160) Wiley, New York
- Markard, M. (2007): Macht Erfahrung klug? Subjektwissenschaftliche Überlegungen zum Verhältnis von subjektiver Erfahrung und wissenschaftlicher Verallgemeinerung. In: *Journal für Psychologie*, Jg 15, Ausgabe 3
- Rauh, H. (1982): Frühe Kindheit. In: R. Oerter & L. Montada (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim, Beltz, 124-194
- Rauh, H. (1995): Frühe Kindheit. In: R. Oerter & L. Montada (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim, Beltz, 167-248
- Tomasello, M. (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Trüstedt, V. (2012): Die Rezeption der Bindungstheorie und bildungspolitische Aspekte. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der FUB
- Schölmerich, A. & Lengning, A. (2008): Neugier, Exploration und Bindungsentwicklung. In: Ahnert, L. 2008, 198-210
- Ulmann, G. (1987): *Über den Umgang mit Kindern*. Campus, Frankfurt/M.
- Wygotski, L. (1935): *Die Bedeutung der Umwelt für die Persönlichkeitsentwicklung*. (Manuskript für Lehrzwecke aus dem engl. übersetzt von Peter Keiler)
- Zentner, M.R. (2008): Der Einfluss des Temperaments auf das Bindungsverhalten. In: Ahnert, L. 2008, 175-197